

Unverkäufliche Leseprobe Fischer FJB

# Tanya Stewner

## Das Lied der Träumerin



Preis €(D) 16,95 | €(A) 17,50 | SFR 25,90

ISBN: 978-3-8414-2116-6

Roman, 400 Seiten, Geb.mit SU

Fischer FJB

*Dream on, dream on. Don't ever let them steer you wrong.  
When life comes knocking, gotta keep on rocking.  
Open that door and shout it to the world, singing hello,  
hello! Here I am, here I go!*

CHRISTINA AGUILERA, »Hello«

Da war ich nun. Auf dem Weg in ein neues Leben. Ich saß im Zug und schaute aufgereggt aus dem Fenster. Wir hatten gerade den Eurotunnel verlassen und fuhren auf englischen Boden, als ein einzelner Sonnenstrahl zwischen den Wolken hervorblitzte und mir direkt ins Gesicht schien – so, als habe er sich mich ausgesucht. Ich schloss die Augen und genoss den Moment.

Ich war in England. Zum ersten Mal in meinem Leben. Es war erstaunlich, dass ich noch nie hier gewesen war, denn mein Vater war hier geboren und aufgewachsen. Nach seiner Heirat mit meiner Mutter war er jedoch niemals nach England zurückgekehrt. Ich wollte seine Heimat nun zu meiner machen, und ich würde in dem Land, nach dem sich mein Vater insgeheim immer zurückgesehnt hatte, das Leben beginnen, das ich wirklich führen wollte. Mein Vater wäre glücklich über diese Entscheidung gewesen, dessen war ich mir sicher. Meine Mutter hingegen hatte meine Vorbereitungen für die Abreise wochenlang mit versteinerter Miene verfolgt und kein weiteres Wort über meine Entscheidung verloren. Eigentlich hatten wir überhaupt nicht mehr miteinander gesprochen.

Selbst beim Abschied hatten wir einander nur kühl und schweigend die Hand geschüttelt.

Ich blickte nun wieder hinauf in den Himmel. Der einzelne Sonnenstrahl zielte noch immer genau auf mich. Hieß es nicht, dass sich das ganze Universum zusammentut, um dem Träumer zu helfen, der sich auf den Weg macht, um seinen Traum zu verwirklichen? So stand es zumindest in meinem Lieblingsbuch, *Der Alchimist* von Paulo Coelho, meiner kleinen Träumerbibel, die ich immer bei mir trug. Der Sonnenstrahl erschien mir in diesem Augenblick wie ein Zeichen des Universums, das meine kühnen Pläne guthieß und unterstützen wollte.

Ich lehnte mich zurück, betrachtete die vorbeiragenden grünen Hügel und hörte im Geiste die Stimme meiner Mutter, die mich mahnte, ich sei viel zu romantisch. Aber ich lächelte nur ungerührt, denn ich wollte eine Romantikerin sein und würde nun nicht mehr darum kämpfen müssen – zumindest nicht gegen Mama. Mit jeder Minute ließ ich ihre Stimme und ihre Versuche, mich zurechtzubiegen, weiter hinter mir zurück.

Ich setzte die Kopfhörer meines MP3-Players auf und stellte den Zufallsmodus ein. Es war ziemlich wahrscheinlich, dass ein Popsong gespielt werden würde. Denn obwohl ich auch die Klassik liebte, gehörte mein Herz der Popmusik. Und mein MP3-Player war die Schatztruhe, in der all meine Schätze ruhten.

Das kleine Gerät wählte *Don't stop me now* von Queen. Ich hatte das Lied lange nicht angespielt, und

beinahe war es, als hörte ich es nun zum ersten Mal. Die Art, wie Freddy Mercury im Intro *I feel alii-i-ive* zum Klavier sang, ließ mich grinsen. Dann setzten die anderen Instrumente ein. Der Song tobte richtig los und schien mich dabei unaufhaltsam mit einem Virus zu infizieren. Rasend schnell breitete er sich in mir aus und sandte Sprudelwasser in meine Adern. *I'm gonna go go go, there's no stopping me!* Ich lachte, und mein Knie wippte wild im Takt. Was für ein Lied! Der Größenwahn des Songs war einfach unwiderstehlich. Daddy!, dachte ich, ich weiß, was das Lied sagen will! Es schrie pure Daseinseuphorie in den Äther hinaus. Don't stop me now! Ich sang leise mit. Dabei störte mich das Stirnrunzeln der anderen Fahrgäste im Zug nicht im Geringsten. Schließlich endete der Song, und als Nächstes kam ein ruhigeres Stück von Leona Lewis, *Happy*, und mein Puls beruhigte sich langsam wieder.

Ich betrachtete mein Spiegelbild in der Fensterscheibe und lächelte mir freundschaftlich zu. Angelia gefiel mir. Ich lehnte mich zurück und sprach meinen neuen Namen ein paarmal leise vor mich hin, um auszuprobieren, wie er klang. Der Mann, der neben mir Zeitung las, warf einem anderen Fahrgast einen vielsagenden Blick zu, und beide schüttelten befremdet den Kopf. Dennoch ließ ich mir *Angelia* ganz unbirrt auf der Zunge zergehen, fühlte, dass er passte, und schlüpfte hinein in diesen neuen Namen und mein neues Ich.

Mit diesem Gedanken und einem breiten Lächeln im Gesicht stieg ich schließlich aus dem Zug. Ich war mit

zwei überdimensionalen Koffern und einem fast platzen Rucksack beladen und zelebrierte im Stillen den ersten Schritt, den ich auf Londoner Boden tat.

Vor dem Bahnhof suchte ich mir ein Taxi und bat den Fahrer, mich nach Muswell Hill zu bringen – meinem neuen Zuhause. Es lag im Norden von London und hatte auf der Karte grüner und weniger überfüllt ausgesehen als die anderen Stadtteile. In Muswell Hill würde ich ein Zimmer in einer Studenten-WG beziehen, das ich über eine Anzeige im Internet gefunden hatte.

Eine halbe Stunde später durchquerte das Taxi bereits meine neue Nachbarschaft, und ich sah neugierig aus dem Fenster. Die rot-weißen, niedrigen Häuser sahen irgendwie alle gleich aus mit ihren üppigen Erkern und winzigen Vorgärten, aber sie gefielen mir.

Als das Taxi schließlich vor einer herrschaftlichen Villa hielt, dachte ich zuerst, der Fahrer müsse sich in der Adresse geirrt haben. Ich verglich die Hausnummer mit dem Ausdruck der E-Mail, die ich von einem gewissen Joshua Amos bekommen hatte. Es war tatsächlich das richtige Haus. Ein Haus, das eher nach dem Versteck eines Mitglieds der Königsfamilie aussah als nach einer WG. Es war ein sehr englisches, elegantes Gebäude, mit großzügigen Erkern und einer vornehmen Eingangstür.

Staunend nahm ich mein schweres Gepäck und marschierte durch das gusseiserne Tor. Ein Kiesweg führte durch eine Wiese, auf der vereinzelt Kastanien standen. Je näher ich dem Haus kam, desto mehr fiel mir

auf, dass es dringend einen neuen Anstrich benötigte. Bei genauerem Hinsehen zeigten auch die Beete und Sträucher vor dem Haus mangelnde Pflege. Ich sah im Geiste meine Mutter missbilligend die Mundwinkel verziehen. Doch trotz dieser Versäumnisse war das Haus unglaublich imposant. Zwar war es nicht wirklich groß genug, um einem Windsor zu gehören, aber es war trotzdem wahnsinnig beeindruckend, wenn man sich sein neues Heim immer als typische Studentenbude vorgestellt hatte.

Da stand ich also, vor meinem neuen Zuhause, und drückte auf die Türklingel. Ich wartete eine kleine Ewigkeit, aber niemand öffnete. Unschlüssig sah ich mich um und überlegte, was ich tun sollte. Mir blieb gar nichts anderes übrig, als zu hoffen, dass bald jemand nach Hause kam. Ich setzte mich auf die steinerne Treppe vor der Tür und wartete.

Es war bereits fast dunkel, als ich hörte, dass das gusseiserne Tor an der Straße geöffnet wurde. Ich kniff die Augen zusammen, aber in der zunehmenden Dunkelheit war es schwierig, etwas zu erkennen. Offenbar schlenderte jemand über den Kiesweg auf das Haus zu. Ich hielt den Atem an. Dann sah ich ihn.

Er war groß, dunkelhaarig und trug einen schwarzen Mantel. Wie eine Erscheinung in der Nacht tauchte er vor mir auf. Meine Anwesenheit schien ihn nicht im Geringsten zu überraschen. Zumindest ließ er sich das nicht anmerken. Er musterte mich kühl.

Irgendetwas an diesem Typen war ungewöhnlich. Wie er mich ansah ... Seine dunklen Augen bohrten

sich in meine, und ich hatte plötzlich das Gefühl, von diesem Blick gefangengenommen zu werden. Wie erstarrt schaute ich ihn an und hoffte, er würde etwas sagen. Aber er stand nur da und beobachtete mich. Ich hielt es kaum noch aus.

Schließlich hob er die Augenbrauen und fragte:  
»Und?«

Ich öffnete den Mund, brachte jedoch kein Wort heraus.

In aller Seelenruhe zog er eine Zigarettenschachtel aus der Tasche. Dabei ließ er mich nicht aus den Augen.

»Ich ... ziehe heute ein ... in die WG«, stammelte ich schließlich.

»Tatsächlich?«, fragte er und zündete sich eine Zigarette an. »Interessant.«

»Ja, finde ich auch.«

Er lächelte amüsiert. Mein Puls dröhnte mir in den Ohren. Wer war dieser Typ und warum benahm er sich so?

Ich schloss krampfhaft die Augen, um seinem Blick zu entkommen, und sagte dann mit heiserer Stimme:  
»Ich habe eine E-Mail von Mr Amos bekommen. Mit ihm habe ich abgemacht, dass ich in das freie WG-Zimmer ziehen kann.« Ich öffnete die Augen wieder und kam mir total bescheuert vor.

Der Typ in Schwarz grinste erheitert, und ich wurde langsam ärgerlich.

»Josh hat die Mail geschrieben«, sagte er. »Ich war dagegen, dass noch jemand einzieht.«

Und damit war die Unterhaltung beendet. Er ging an mir vorüber, schloss die Tür auf, und ich sollte ihm anscheinend folgen. Widerwillig raffte ich mein Zeug zusammen und trat durch die Eingangstür in eine Art Empfangsraum, von dem aus eine steinerne Treppe ins obere Stockwerk führte. Ich hoffte, der Kerl würde mir mit den Koffern helfen, doch er drehte sich nur beiläufig zu mir um und sagte: »Dein Zimmer ist oben. Erste Tür links.«

Dann war er weg.

Leise fluchend wandte ich mich zur Treppe, schlepppte ächzend meine Koffer und den Rucksack hinauf und rumpelte umständlich durch die erste Tür linker Hand. Ich tastete im Dunkeln nach einem Lichtschalter, und als ich ihn fand, stellte ich fest, dass ich in einer Abstellkammer stand. Einen Augenblick lang überlegte ich irritiert, was das zu bedeuten hatte, dann wurde es mir klar. Dieser Mistkerl! Er hatte mich absichtlich in das falsche Zimmer geschickt.

Grimmig stapfte ich die Treppe wieder hinunter und preschte in den Raum, in den dieser Blödmann von einem Mitbewohner zuvor entschwunden war. Es war ein riesiges, spärlich eingerichtetes Wohnzimmer.

Der Typ in Schwarz saß auf einem Sims am offenen Fenster und blickte rauchend hinaus. Um seine Mundwinkel herum spielte ein Lächeln. »Stimmt irgendwas nicht?«, fragte er, ohne mich dabei anzusehen.

»Hat dir das Spaß gemacht?«, entgegnete ich frostig.

»Kann schon sein.« Er lächelte.

Ich würde ihm nicht den Gefallen tun, mich provozieren zu lassen.

Da schaute er mich an. Er wandte den Kopf, und seine schwarzen Augen versenkten sich in meine. Es war, als würde ich geentert werden.

»Was machst du hier?«, fragte er, und die Art, wie er mich dabei ansah, machte es mir unmöglich, ihm nicht zu antworten.

Ohne nachzudenken sagte ich: »Ich will meinen Traum leben.« Zu spät erkannte ich, dass ich besser etwas wie »Ich will wissen, in welchem Zimmer ich schlafen soll« erwidert hätte.

Er sah wieder hinaus, und sobald seine Augen mich losgelassen hatten, entspannte ich mich ein wenig.

»Lass mich raten«, sagte er mit ironischem Unterton. »Du willst Superstar werden.«

Ich schwieg, denn ich hatte keine Lust, ihm noch mehr über mich zu erzählen.

»Spiel mir doch mal was vor.« Er wies mit der Hand auf irgendetwas, das sich hinter mir befinden musste. Langsam drehte ich mich um. Inmitten des Raumes stand ein großer, weißer Konzertflügel. Ein Steinway. Mein Herz tat einen Sprung. Als ich hereingestürmt war, hatte ich ihn gar nicht bemerkt. Der Flügel wirkte unbenutzt und war etwas verstaubt, doch seiner Erhabenheit tat das keinen Abbruch. Er schien unter der Staubschicht lebendig und wach, als warte er darauf, dass ihn ein Mensch aus seinem Schweigen erlöste.

Misstrauisch runzelte ich die Stirn und drehte mich wieder um. »Woher willst du wissen, dass ich nicht

Schauspielerin oder Bildhauerin oder Schriftstellerin werden will?«

Er schmunzelte und schüttelte den Kopf. »Setz dich an den Flügel und spiel mir was vor.«

Langsam wurde mir die Sache unheimlich. Woher nahm der Kerl seine Sicherheit? Am liebsten hätte ich mich seiner Anweisung widersetzt, aber es war unmöglich, dem stummen Lockruf des Flügels zu widerstehen. Ich musste einfach auf ihm spielen.

Rasch huschte ich hinüber, setzte mich und öffnete die Abdeckklappe. Die Tastatur, die darunter zum Vorschein kam, schimmerte mit der ganzen Würde einer edlen Antiquität. Sanft strich ich über die kühlen Tasten, ohne ein Geräusch zu verursachen. Wie er wohl klang?

Ich war mir mehr als deutlich bewusst, dass ich nicht allein im Raum war, dennoch sagte ich: »Hallo, Steinway, ich bin Angelia.« Ich stellte mich einem neuen Piano grundsätzlich erst einmal vor, bevor ich auf ihm spielte, denn mein Vater hatte mir beigebracht, vor jedem Instrument Respekt zu haben. Für einen antiken Konzertflügel galt dies sicherlich in besonderem Maße.

Ich hob den Blick. Mein mysteriöser Mitbewohner sah mich durchdringend an, aber die überlegene Amüsiertheit war aus seiner Miene verschwunden. Er schien nichts Erheiterndes daran zu finden, dass ich mit Gegenständen sprach. Wenn ich seinen Gesichtsausdruck richtig deutete, hatte ich damit vielmehr sein Interesse geweckt.

Ich senkte den Blick wieder und war überrascht, wie schwer mir das fiel. Es war, als hätten die Augen dieses sonderbaren Kerls unsichtbare Fäden gesponnen, die es mir nicht erlaubten, einfach wegzuschauen. Doch da war der Steinway. Mein Herz klopfte ungeduldig, und ich legte erwartungsvoll die Hände auf die Tasten, um ein paar einfache Akkorde zu spielen. Sobald sich meine Finger jedoch senkten, zuckten sie auch schon wieder zurück, denn aus dem Korpus des majestatischen Instruments drangen schräge, markenschüttende Töne. Erschrocken schnitt ich eine Grimasse, und der arme Steinway starrte mich an, als sei ihm sein Klang furchtbar peinlich.

Ich atmete geräuschvoll durch. »Du hast gewusst, dass der Flügel verstimmt ist, richtig?«

Er nickte. Dabei erforschte er mein Gesicht, als wolle er keine meiner Regungen verpassen.

Mühsam blickte ich weg und schloss die Klappe wieder.

»Ich komme zurück, wenn du gestimmt bist«, sagte ich leise zu dem Steinway und er hob mich.

Mein geheimnisvoller Mitbewohner beobachtete mich mit merkwürdigem Mienenspiel. Offensichtlich überraschte es ihn, dass ich mich durch seine Anwesenheit nicht davon abhalten ließ, mich derart seltsam zu verhalten.

»Dein Zimmer ist oben. Erste Tür rechts«, sagte er und wandte sich wieder ab. Konzentriert starrte er nun in die Dunkelheit hinaus. Anscheinend war ich entlassen.

Ohne ein weiteres Wort ging ich nach oben, sammelte in der Abstellkammer mein Gepäck zusammen und öffnete die Tür zu dem ersten Zimmer auf der rechten Seite des Flurs.

»Das gibt's doch gar nicht«, stieß ich hervor. Der Raum war nicht groß, aber urgemütlich. Hohe Fenster, ein riesiges Bett und urige Möbel ließen mich ahnen, dass ich mich hier sehr wohlfühlen würde.